

Borshakal - Wenn der Regen kommt

Text und Fotos von Siegfried Schmidt

Das Flugzeug ist im Anflug auf Dhaka, der Hauptstadt Bangladeshs. Der Blick wird jetzt frei auf eine beeindruckende Landschaft: Es scheint so, als sei das ganze Land überflutet. Nur Straßen, Häuser und Bäume schauen aus dem Wasser. Gibt es überhaupt noch Platz für die Menschen in diesem Land? Wo bleiben während der Monsunzeit die 120 Millionen Bangladeshis?

Trotz der Warnungen meiner bengalischen Freunde hatte ich diese Reise nach Bangladesh für den Sommer geplant. "Das ist die schlimmste Jahreszeit, selbst für uns als Bengalen ist das schwüle, heiße Klima kaum zu ertragen." Aber gerade das Neue, das bislang nicht Erlebte, die Monsunzeit reizte mich. Vordem hatte ich Bangladesh im Winter und im Frühsommer kennengelernt. Immer war es sonnig und trocken, trotz der teilweise extremen Hitze gut zu ertragen; in der Winterzeit war es geradezu ideal für einen Europäer.

Nun wollte ich Bangladesh einmal während der Regenzeit erleben. In mei-

nen Gedanken verband ich Monsun mit unvorstellbar viel und ununterbrochenem Regen, den faszinierenden Photos von Steve McCurry und den Katastrophenberichten, die jedes Jahr für Augenblicke am Ende der Nachrichtensendungen über die Bildschirme flimmern und als Sensationsmeldungen das Bild von Südasien fälschen.

Schon im Vorfeld der Reiseplanung wurde ich immer wieder gefragt, ob ich nicht Angst hätte vor Überschwemmungen, vor Krankheiten oder sogar lebensbedrohenden Situationen. Und jeder wünschte mir eine gesunde Rückkehr.

Jetzt sitze ich im Zug auf dem Weg nach Brahmanbaria. Wegen der Schwüle bleiben während der Bahnfahrt die Fenster geöffnet. Aber auch der Regen hat es nicht geschafft, die Temperaturen zu senken. Das Land steht unter Wasser, teilweise schaut nur der Bahndamm heraus. Bangladesh ist ein einziges flaches Meer mit kleinen Zivilisationsinseln. Sobald aber winzige Ackerflächen nicht mehr von der Flut bedeckt sind, sieht

man Menschen, die den Boden bestellen oder Reis pflanzen. Es gibt keinen Stillstand. Die Flut kann die emsigen Bengalen nicht bremsen.

Auf dem Weg ins Dorf meiner Freunde zeigt sich eine mir unbekannt Landschaft. Die Straße ist zum Damm geworden, auch hier rechts und links eine Wasserwüste. Die Bäume am Straßenrand glänzen naß, an einigen stark umspülten Stellen liegen ihre Wurzeln offen zutage. Palisadenartig sind an den tieferliegenden Rändern der Straße Hölzer in den Boden gerammt, Sandsäcke schützen den Unterbau der Straße. Es regnet, und das Wasser steigt. Das Klima macht müde, die Hitze, die hohe Luftfeuchtigkeit. Und alles klebt am Körper.

Gott sei Dank gibt es Strom, als ich am Ziel ankomme, so daß der Ventilator betrieben werden kann. Duschen, Wäsche wechseln, ausruhen. Die ersten Gespräche nach dem Wiedersehen werden am Teich hinter dem Haus geführt, da dort abends meist ein leichter Wind weht. Der Tag verabschiedet sich in ei-



Soweit das Auge reicht: Überschwemmte Reisfelder und sich auftürmende Monsunwolken

ner Regenpause mit einem grandiosen Sonnenuntergang.

In der Nacht wird es nur geringfügig kühler, obwohl es pausenlos regnet. Der Schlaf ist nicht sehr tief, bei jeder Bewegung spürt man die klammen Betttücher und den Schweiß, den der Körper fast ununterbrochen produziert.

Seit über 13 Stunden regnet es nun schon ohne Unterlaß, ununterbrochen prasseln schwere Tropfen auf das Wellblech, pausenlos ergießen sich Sturzbäche von den Dächern auf den Lehmbo-den und weichen ihn auf. Rinnen entstehen, suchen sich neue Wege, werden zu Pfützen, verbinden sich zu kleinen Seen, breiten sich aus. Wege werden zu schmalen, matschigen Engpässen, Ränder bröckeln ab, rutschige Flächen, deren Verlauf man nur noch erahnen oder kennen muß, füllen sich wadentief. Teiche treten über die Ufer, Fische, mit viel Aufwand großgezogen, entwischen ihren Besitzern und verursachen großen finanziellen Schaden.

Die Nachrichten der Deutschen Welle berichten von riesigen Überschwemmungen in Nepal, Assam und Bangladesh. Man spricht von Tausenden von Toten und Millionen von Obdachlosen. Es seien die größten Überschwemmungen seit Jahrzehnten. Was wird meine Familie in Deutschland denken, wenn sie davon hört? Mir geht es trotzdem ausgezeichnet. Zumindest für die Region um

Brahmanbaria treffen die Horrormeldungen nicht zu. Wie ich aus Gesprächen erfahre, war 1988 die Flut viel extremer. Es besteht also keinerlei Gefahr für mich. Ich muß unbedingt in Deutschland anrufen! Wie sich später herausstellen wird, waren die Zahlen zumindest für Bangladesh übertrieben. Wie jedes Jahr waren Tote zu beklagen, aber bei weitem nicht so viele wie zunächst angegeben.

Das Wasser steigt immer noch. Die Kinder freuen sich, denn auch die Schule steht unter Wasser, und der Unterricht fällt aus. Nicht weit vom Dorf wird die Hauptstraße bereits vom Wasser überspült. Noch durchpflügen Rickshaws und Autos die flachen Fluten.

Ein paar Kilometer weiter ist das Fundament einer kleinen Brücke unterspült worden. Eine Seite der Brücke ist fast ganz weggesackt. Autos können keine mehr fahren. So bildet sich im Dorf vor der eingestürzten Brücke eine Lastwagen- und Busschlange. Zwei Wochen - so lange dauert es, bis eine Behelfsbrücke errichtet ist - wird der Ort zu einem Zentrum wartender und handelnder Menschen. Wie aus dem Nichts tauchen kleine Boote auf, die die Reisenden um die Unglücksstelle herumschiffen, Rickshaws, Baby-Taxis und Busse übernehmen auf der anderen Seite. Fliegende Händler, ausgestattet mit allen nützlichen und überflüssigen Dingen des Le-

bens, bieten den Wartenden ihre Dienste an.

Inzwischen hat es sich doch noch angenehm abgekühlt. Aber wer nicht unbedingt sein Haus verlassen muß, bleibt im Trockenen. Das steigende Wasser treibt viele Tiere in die Nähe der Menschen. An einem Türrahmen errichten Termiten ihren Bau, eine riesige Spinne verkriecht sich hoch oben in einer Zimmerecke, ein Laubfrosch klebt mit seinen übergroßen Saugfüßen an der Wand. Draußen auf dem Strohaufen bewegt sich vorsichtig eine Echse.

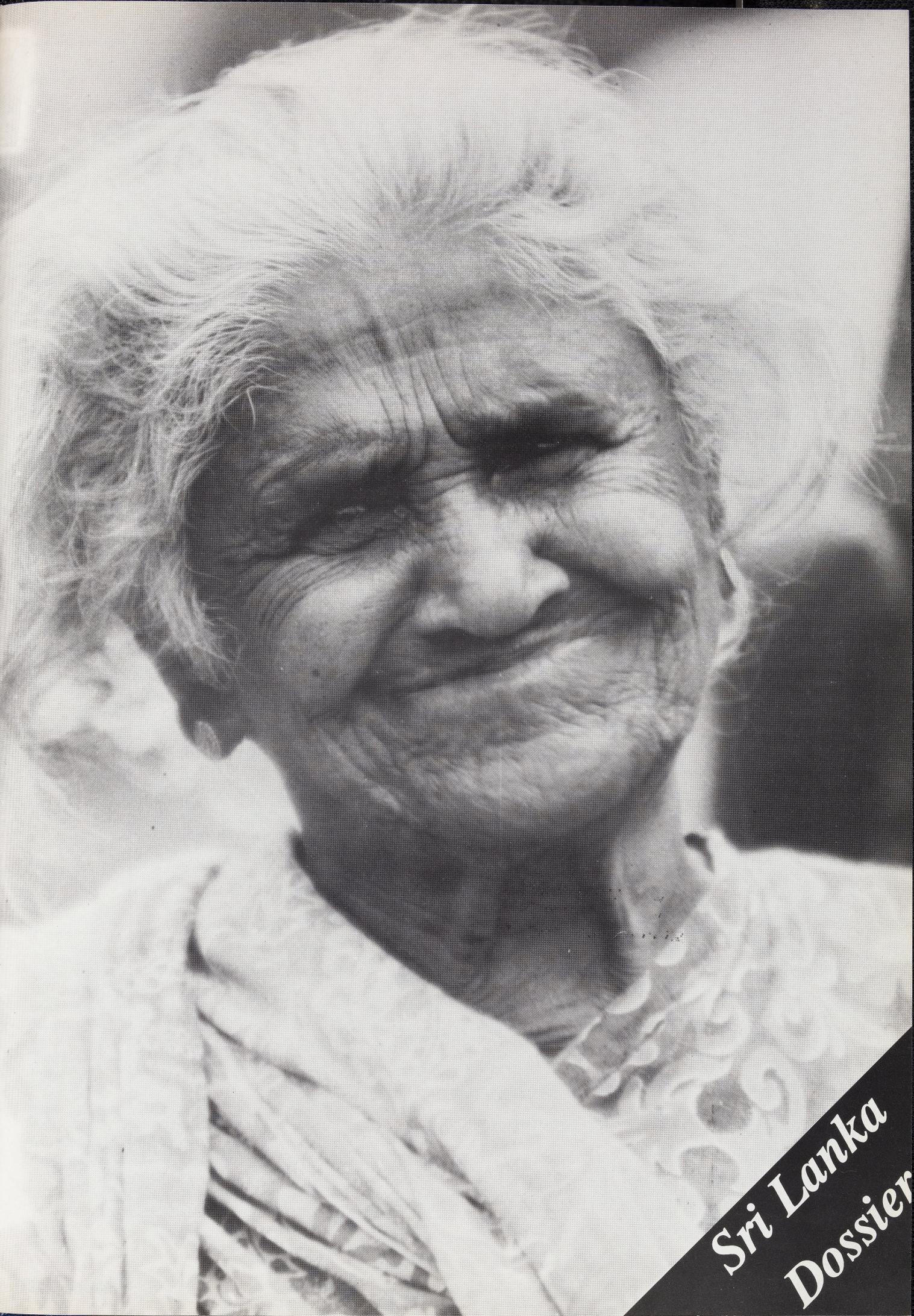
Als es nach 30 Stunden aufhört zu regnen, drängen viele Menschen wie befreit nach draußen, man trifft sich im Teehaus, geht einkaufen, macht Besorgungen, erfreut sich der Sonne, die nun mit aller Macht am Himmel steht. Aber am Horizont kündigen Wolken von weiteren Regenfällen. Schwüle kommt schnell wieder auf.

In den nächsten Tagen wechseln sich ausdauernde Regengüsse mit kurzen Sonnenphasen ab. Familien werden gezwungen, Hilfsstege aus Bambus zu ihren Wohnungen zu bauen oder das hüfttiefe Wasser mit großen Mengen der überall wuchernden Fenna-Pflanze zu verdrängen. Ein Nachbardorf ist praktisch nur noch mit dem Boot zu erreichen. Gewohnte Wegstrecken müssen wegen der Überschwemmungen geändert werden. Schicksalsergeben hocken die



Viele Weiler werden von der Flut eingeschlossen

ihre Dienst
ch noch
nicht un
ß, bleib
Vasser
Men
en Term
ve verk
nerecke
übergr
raußen
n vor
aufhört
ten wie
ft sich
acht Be
ne, die
steht. A
von we
mt sch
chsein
it kar
werden
bus zu
das h
engen
flanze
ist pr
zu er
müss
geänd
ecken



**Sri Lanka
Dossier**



Ceyl
spitze
qkm -
auf kle
Glaube
Bevölk
wird,
ethnisc
akten
Volksz
pen wi

Die
stellen
auf der
über ei
Siedlun
das Kü
Tiefen
Prozen
Die t
gene S
sind vo
und Os
nen sin
mils',
19. Jah
der Ins
Die s

Südasi

Ärmsten der Armen in ihren zum Teil schon überschwemmten Hütten. Nur das Bettgestell bietet ihnen einen trockenen Platz. Ein paar Zentimeter mehr, und sie müssen ihre Häuser verlassen.

Überall sieht man Menschen, die mit einem einfachen Angelstock, mit einem Wurfnetz oder mit Reusen versuchen, Fische zu fangen. Auf kunstvollen Bambusgestellen hocken stundenlang Männer und ziehen immer wieder ihr Netz hoch. Kinder, Jugendliche, Erwachsene oder alte Männer schieben Netzgestelle über den Grund und werfen auch die kleinsten Fische in die bereitgestellten Töpfe. Für viele ist es in dieser harten Zeit die einzige Möglichkeit, etwas Abwechslung in den eintönigen und kargen Speiseplan zu bringen. Gerade die Tagelöhner leiden. Es gibt keine Arbeit, die Geldverleiher haben Hochkonjunktur. Die Anzahl der Diebstähle steigt, und täglich kommen Bettler an die Haustür.

Am Abend beobachte ich eine Zusammenkunft der kleinen Dorfgemeinschaft. Männer sitzen im Kreis zusammen und streiten miteinander, weil einige von ihnen unerlaubterweise im Fischteich des Nachbarn geangelt haben: Suche nach Gerechtigkeit ohne den offiziellen Arm des Gesetzes.

Nachts kommt es besonders bei einsam gelegenen Häusern immer wieder zu Überfällen. Dacoits, gefürchtete Verbrecherbanden, können jetzt unbemerkt mit Booten an die Häuser heranfahren, die Menschen ausrauben und, ohne Spuren zu hinterlassen, flüchten. Dabei handelt es sich häufig auch um Banditen aus dem nahen Indien, die mit ihren Booten unbemerkt die nicht mehr erkennbare Grenze passieren können. In zwei Nachbardörfern sind in der letzten Nacht bei Überfällen Bewohner schwer verletzt worden, als sie um Hilfe gerufen hatten. Allerdings mußten die Dacoits ohne Beute vor den herbeieilenden Nachbarn flüchten. So breitet sich Angst aus, nachts rückt man zusammen, Türen und Fensterläden werden trotz der Schwüle sorgfältig geschlossen.

Es gibt Tage, da sehne ich mich nach Kühle, dann will ich nicht mehr schwitzen, möchte kalte Getränke in mich hineinschütten, möchte nicht mehr kleben, nicht mehr hier sein, nur weg, weg, weit weg sein. Dann liege ich stundenlang auf dem Bett, schaue hinaus, versuche mich möglichst wenig zu bewegen. Ich bewundere die Geschäftigkeit der Bengalen, die trotz der Schwüle und des Regens aktiv sind. Aber auch sie leiden. Jetzt verstehe ich die Warnungen meiner Freunde.

Gottseidank werden jetzt aber die Trockenphasen länger. Erstmals kann wieder Wäsche gewaschen werden, Schubladen, Stoffe und Ledersachen werden zum Trocknen nach draußen



Die Menschen werden gezwungen, Hilfsstege aus Bambus zu ihren Häusern zu bauen.

gelegt. Überall zeigt sich Schimmel, der entfernt werden muß, muffiger Geruch, der erst nach stundenlangem Waschen, Wischen und Trocknen einigermaßen verschwindet. Im Haus werden die Zimmerdecken ebenfalls vom Schimmel befreit.

Am nächsten Tag unternehme ich eine Bootsfahrt rund um die Nachbardörfer. So einfach und ausgiebig ist das nur in den Monaten des Monsuns möglich. Das kleine Boot tuckert an den Fischerdörfern vorbei, die jetzt Inseln sind. Ab und zu sieht man kleine, spitze Tempel, die an die buddhistische Tradition des Landes erinnern. Dann deutet der Bootsführer auf ein weit abgelegenes Dorf. Dort hatte er 1971 im Freiheitskrieg gegen Pakistan seine Familie versteckt, kurz bevor pakistanische Soldaten sein Heimatdorf in Schutt und Asche gelegt hatten.

Die Sonne scheint, riesige, weiße Wolkentürme zeigen sich am blauen Himmel, kleine und große Boote kreuzen unseren Weg, Kinder winken uns zu, Schafe werden zum nächsten Futterplatz gerudert, ein übervolles Passagierschiff gleitet durch das flache Wasser.

Einige Tage später geht es in die Hauptstadt Dhaka, wo ich im Stadtteil

Martadek noch Freunde besuchen will. Auch hier eine Regenfahrt mit der Rickshaw. Ich sitze mit Gepäck unter dem engen Verdeck, mit einer zusätzlichen Plane nur notdürftig vor dem Regen geschützt. Der Rickshaw-Wallah, so werden die Fahrer genannt, trieft vor Nässe, verrichtet seine Arbeit, wischt sich ab und zu mit einem Tuch das Wasser aus dem gleichmütigen Gesicht.

Auch in Dhaka stehen viele Gebiete unter Wasser. Der Rickshaw-Wallah kämpft sich durch die engen, schlammigen Straßen, umkurvt tiefe Pfützen, offene Leitungsschächte, Verkaufsstände, auf dem Boden ausgelegte Waren, Fußgänger, spielende Kinder, verscheucht Hunde, Katzen, Dohlen, weicht den stinkenden Baby-Taxis, überladenen, geschobenen Karren, schwergängigen Lastwagen und den wenigen Privatautos aus. Der Schwächere gibt nach. Stoppen, anfahren, ausweichen, harte Arbeit für wenig Geld. Als es zu einem längeren Stau kommt, und ich mich in dem Straßengewirr endlich auskenne, nehme ich mein Gepäck und laufe den Rest zu Fuß. Auf dem Weg denke ich schon an meine nächste Reise nach Bangladesh. Ob die dann wieder in der Monsunzeit stattfinden wird, das bleibt eher fraglich.